

„Das andauernde Konkurrenzspiel nicht mitmachen“

Natascha Strobl im Gespräch mit Stefanie Jaksch

Solidarität, was für ein Wort – ein bisschen aus der Mode gekommen, dabei meint es nichts anderes als „das gegenseitige füreinander Eintreten in der Gemeinschaft“. Wenn man sich umsieht, scheint es damit oft nicht weit her zu sein. Was lässt dich weiter hoffen, dass uns ausgerechnet die Solidarität aus diversen Krisen helfen kann?

Ein schönes, weil wahres und tief menschliches Gefühl. Menschen sind im Kern gut und Menschen sind sozial. Wenn man sie nur lässt. Das bedeutet, dass die Bedingungen vorhanden sein müssen, in denen Solidarität ganz praktisch möglich ist. Im Moment scheint die Welt aus den Fugen. Man kann es drehen, wie man will – eine demokratische Lösung ist nur solidarisch möglich. Autoritäre Angebote gibt es genügend, ich plädiere dafür, solidarische Angebote zu schaffen. Nicht als Luftschlösser, sondern als pragmatische Notwendigkeit.

Wenn wir uns doch alle so sehr Solidarität wünschen und sie beschwören – was oder wer steht ihrer Wirksamkeit aktuell am meisten im Weg?

Es gibt zwei Entwicklungen der letzten Jahre und Jahrzehnte, die Solidarität auf unterschiedliche Art und Weise untergraben. Zum einen der neoliberale Klassenkampf von oben, der sich aus Vereinzelung und permanentem Konkurrenzdenken in allen Lebensbereichen speist. Solidarisch ist man hier vor allem und zuallererst nur mit sich selbst. Zum anderen eine extreme Rechte, die einen völkischen und exklusiven Solidaritätsbegriff beschwört. Also nur für eine letztlich biologisch definierte In-Group und in scharfer Abgrenzung zu denen, die nicht dazugehören. Beides untergräbt einen universellen Solidaritätsbegriff, der Solidarität als Waffe zur Emanzipation aus allen Zuständen versteht, die den Menschen knechten. Das klingt hochtrabend, aber wenn man sich die Welt so ansieht, dann ist er bitter nötig.

Du plädiert unermüdlich und leidenschaftlich für „die praktische Nutzbarmachung des Solidaritätsbegriffs“ – wie kann diese, deiner Meinung nach, kurz zusammengefasst aussehen und was liegt ihr zugrunde?

Ich plädiere für pragmatische und solidarische Radikalität. Das bedeutet, dass es nicht reicht, sich nur perfekte Konzepte zu überlegen, man muss auch danach handeln. Nicht unüberlegt und aus Eitelkeit und reinem Aktionismus heraus. Manchmal muss man aber eine Lösung ausprobieren, die „nur“ gut genug ist. „In den Gatsch greifen“, wie ich dazu immer sage. Ansetzen, wo man gerade ansetzen kann, und Lösungen bieten, die möglich, aber so radikal wie möglich sind, um die bestehenden Verhältnisse herauszufordern. Manchmal bedeutet das, mit dem Auto Leute über die Grenze zu fahren und manchmal bedeutet das, auf Dinge aufmerksam zu machen. Dabei gibt es natürlich auch institutionalisierte Strukturen für solidarische Kämpfe – Gewerkschaften, Betriebsräte. Womit wir bei den langen Traditionslinien der praktischen Solidarität in der organisierten Arbeiter:innenbewegung sind. Es gibt viele kleine und große Möglichkeiten, solidarisch zu handeln bzw. dieses zu organisieren.

Wichtig ist es, dies unter einer Klammer zusammenzuführen, um ein Gegenstück zu autoritären Lösungen zu schaffen.

Abschließend: Was wäre eine uns allen mögliche solidarische Handlung – als Individuen?

Ganz einfach und ganz individuell hilft es schon, das andauernde Konkurrenzspiel nicht mitzumachen. Wir werden permanent aufgerieben und gegeneinander aufgehetzt, gerade als Arbeiter:innen und Angestellte. Aber auch im Privatleben oder den sozialen Medien. Es ist schon ein Akt radikaler Solidarität, dies nicht zu tun, sondern sich entlang verschiedener Linien miteinander zu verbünden.